

Ein Reisebericht

Leon Jank, Eleonore Harmel, Mascha Pfitzer

Raus ins Feld

Die Reise beginnt entlang einer – naja, sagen wir mal nicht so besonders schönen – Bundesstraße. Entlang der großflächigen, staubigen Felder zur linken und rechten Seite bleibt der Blick nirgendwo hängen. Das kleine Straßendorf schirmt sich hinter großen Hecken und blickdichten Baumarktzäunen ab, manche Rollläden sind heruntergelassen und es sieht so aus, als ob hier nicht mehr viel los ist. Am Ortsausgang zieht ein Agrarbetrieb mit den typischen langen Betonstallungen aus DDR-Zeiten am Fenster vorbei, die Silos für das Getreidelager wirken wie Wegmarker am Horizont. Cut. Wir biegen ab auf eine alte Pflasterstraße, gesäumt von großen Alleenbäumen und sofort befinden wir uns in einer anderen Welt.

Ein kleines Dorf überrascht uns plötzlich hinter der Kurve. In den Gärten wird Gemüse angebaut, das Holz für den Winter gestapelt und es gibt jede Menge Hühner und Schafe zu hören. Wir sehen Gebäude aus verschiedenen Jahrzehnten und Jahrhunderten, die sich um die Kirche schmiegen und trotzdem wirkt das Dorf wie aus einem Guss. Hier und da führen schöne kleine Landwege aus dem Dorf hinaus und zwischen den Feldern entlang. Es ist ruhig, nur die Kraniche rufen.

• Gessin lernen wir als einen ganz besonderen Ort kennen – eines der seltenen Bauerndörfer in dieser Region östlich der Elbe, die nie zu einem Guts-herrn gehört haben. Bernd Kleist erzählt gern diese Geschichte und dass die Menschen daher bis heute Anpacker*innen sind, regelrechte Multitalente, die ihr Dorfschicksal mitgestalten. Er selbst hat seinen *Mittelhof* für die Dorfgemeinschaft und die Region geöffnet: Alles, was es gerade braucht, findet sich hier zu einem kleinen Zentrum des Miteinanderseins zusammen. Das Projekt *MeckSchweizer*, zu dem inzwischen eine digitale Handelsplattform und eine solarbetriebene Elektrofahrzeugflotte für regionale Lebensmittel gehören, hat er mit ins Leben gerufen. Viele Hüte aufzuhaben, gehört hier einfach dazu. Er erzählt außerdem von Joachim Borner, der circa 30 Minuten entfernt eine *Raumpionierstation* aufgebaut hat. Weil hier nicht sehr viele Menschen leben, sind die Aktiven in der Region umso dichter verwoben.

→123

So wie früher alle 30 km ein Gutsherr residierte, so scheint es heute ein dicht gewebtes Netz der Alternativen zu geben. Egal ob in Gessin oder in anderen Dörfern der Region, immer wieder fallen uns die Artefakte geselliger Projektorte ins Auge: An den Toren hängen selbstgemalte Schilder, im Garten steht ein Sammelsurium bunt angemalter Stühle, ein Brotbackofen und eine Elektroladesäule auf dem kleinen Dorfplatz. Eins der Schilder verweist auf ein Wochenprogramm mit täglichem Mittagstisch, Malkursen für Kinder, Rentnersport, Chor- und Kinoabend und dem Termin für die nächste Theateraufführung. Sie kommen uns nicht wie großspurige Weltverbesserungsorte vor, die sich einen hippen Namen zulegen – oder viel Geld. Die Nachbarn sollten wohl einfach wissen, was es hier zu finden gibt.

An einem dieser Tore lehnt ein Mann mit Vollbart, wallenden grauen Haaren und ausgetretenen Birkenstocksandalen. Der aber, wie sich gleich herausstellen wird, ein gestandener Wissenschaftler ist. Joachim Borner werkelt, experimentiert und denkt schon seit den Neunzigerjahren an diesem *Projekt-hof* und mit ihm an der Zukunft. Innen kommt uns der Duft von altem Holz entgegen. Wir setzen uns um einen Tisch mit einer Patina, wie sie eine gut eingearbeitete Gusseiserne Pfanne hat. Es stapeln sich Papiere und Bücher, die uns sofort die Geschichte von vielen praktischen Erfahrungen, klugen Gedanken und komplexen Verbindungen erzählen. Dass die viele Arbeit zwischen Denken und Machen über die Jahrzehnte müde macht, sieht man ebenso.

Als wir später aber gemeinsam durch den wild- und produktiv wachsenden Garten spazieren und an kleinen Solarpaneelen vorbeikommen, erzählt uns Joachim Borner wieder mit ganzem Elan von der Zusammenarbeit mit den Jugendlichen aus der benachbarten Schule und ihren Experimenten zur dezentralen Stromerzeugung. Neben dem Gemüsebeet liegt gleich noch der *Starlink* von Elon Musk im knöchelhohen Gras, mit dem hier neben längst vergessenen Sorten wohl auch noch das Satelliteninternet gezogen wird.

Wir denken an die digitalen Pioniere, die – ähnlich wie diese Kreativen in Mecklenburg-Vorpommern in ihren Gärten – ihre größten Erfindungen in Garagen entwickelten. So wie im Silicon Valley an Zukunftstechnologien gebastelt wurde, so bastelt man hier auf Höfen und in den Gärten an einer zukunftsfähigen Gesellschaft. Hier wird uns die Bedeutung von Innovation als etwas Mehrdimensionales und Selbstgemachtes bewusst. Zur Relevanz entweder sozialer oder technischer Innovationen können wir nach dieser Begegnung nur sagen: Wenn beide Komponenten zusammenkommen, kann etwas Transformatives entstehen.

Dort, wo Naturparks und Naturschutzgebiete zwischen den Dörfern wirken, zeigt sich, wie Kulturlandschaft sein könnte: Wiesen, Felder, Bäche, Gräben, kleine Forstinseln, größere Waldgebiete wechseln sich ab. Kontinuierlich fahren wir über lange und geschwungene Landstraßen, um dann nur kurz

kleinere Orte zu durchqueren, mal mit 50, mal mit 200 Einwohner*innen. Als wir mit einem Landwirt den Blick über die malerische Weite dieser Landschaft schweifen lassen, wird deutlich, dass sie der größte Schatz einer so ländlichen Region ist. Doch der Schock, dass der Spaten schon im Mai kaum noch in den vor Trockenheit festen Boden geht, sitzt tief. Zwischen den Maispflanzen springt die Diskussion von der Suche nach anderen Arten der Bodenbearbeitung und den Ansätzen regenerativer Landwirtschaft bis zu EU-Verordnungen, Kennwerten und Unternehmenskonstrukten.

Beim nächsten Treffen wird uns klar, was für eine Ingenieursleistung es überhaupt ist, dass auf so vielen Flächen Landwirtschaft stattfinden kann. Was in der letzten Generation als Fortschritt gefeiert wurde, entpuppt sich heute als Treiber des Klimawandels. Wir treffen uns in einem Ausflugslokal der anderen Art außerhalb der Kleinstadt •Malchin. Der *Moorbauer* liegt in einer Niederung zwischen Malchiner und Kummerower See und ist nur mit Tretboot-Schwänen zu erreichen. Von hier aus führt Uta Berghöfer uns durch das dichte Schilf, tritt man einen Schritt abseits des Weges, sinkt der Fuß sofort tief ein. So sähe die Landschaft aus, wenn sie nicht trockengelegt wäre. Heute werden die Moore als bedeutende CO₂-Senken wiederentdeckt und -vernässt. Allein in Mecklenburg-Vorpommern geht bis zu einem Drittel der Treibhausgasemissionen von diesen trockengelegten Moorgebieten aus. (Hirschmann et al. 2020)

→ 277

Uta Berghöfer glaubt, dass es bei der Wahrnehmung der Landschaft beginnt – und bei den jungen Menschen. Vor inzwischen fast zehn Jahren hat die Landschaftsökologin die Idee für das *Moortheater* entwickelt – ein mobiles und partizipatives Landschaftstheater für, von und mit Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen, Laien sowie professionellen Theatermacher*innen.

»Die Natur ist schon immer eine wichtige Inspirationsquelle für die Kunst gewesen. Aber in der Öffentlichkeit und auch im Naturschutz ist sie zunehmend einer wirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Betrachtung untergeordnet, bei der Emotionen, Fantasie und Ästhetik wenig Platz haben. Dem wollen wir neue Erfahrungen entgegensetzen«, erzählt uns Uta, während sie uns ihr unvergleichliches Lächeln entgegen strahlt.

Inzwischen hat sie sich mit der Leiterin des Naturparks und dem Chef des Wasserzweckverbandes verbündet. Gemeinsam haben sie aus dem alten Wasserwerk in Malchin das *Wasserwerk der Zukunft* entwickelt. Es soll ein Ort werden, der alles zusammenbringt: die Menschen, ihre Landschaft und die gemeinsame Aushandlung über die Zukunft. Mit jedem Schritt werden der Handlungsspielraum und der Mut größer. Die Bewilligung eines zehnjährigen Forschungsprojektes zur Moornutzung wird bald in ihren Briefkasten flattern.

Wer zusammen mit Uta Berghöfer in der Malchiner Moorlandschaft steht und sie auf sich wirken lässt, der versteht plötzlich, was Donna Haraway (2018) meinte, als sie andere Formen der Verwandtschaft zwischen Spezies forderte, um auf dieser Erde überleben zu können. Es geht nicht nur darum, die Natur zu schützen, sondern anzuerkennen, wie verflochten wir mit ihr sind. Egal ob die Mikrolebewesen in den Äckern, für uns unsichtbare Pilzmyzele im Wald oder der Wolf als neuer Nachbar – die Bedeutung mehr-als-menschlicher Akteure, von Tieren, Pflanzen und dem ganzen Ökosystem für unser planerisches Tun zu begreifen, ist die Grundlage für eine gesellschaftliche Transformation.

Zentraler Handlungs- und Bezugsraum für die Menschen scheint in dieser Region also entweder das kleine Dorf oder die offene Landschaft zu sein. Aus anderen Forschungen und dem Verfolgen von Diskursen wissen wir längst, dass beide Räume lange Zeit aus der Wahrnehmung von Politik auf Landes- und Bundesebene verschwunden waren. Welches Potenzial ließe sich entfesseln, wenn wir Landschaft und kleine Dörfer als wichtige Testfelder für zukünftiges Handeln verstehen? Mit diesem Gedanken im Gepäck reisen wir weiter nach Niedersachsen.

Der kleine, braungrau verstrubbelte Trüffelspürhund flitzt unentwegt zwischen unseren Füßen hin und her, als wir gemeinsam mit Fabian Sievers durch dessen Trüffelplantage in •Alfeld streifen. Lange Zeit war er in einer anderen Branche und Region tätig, bevor ihn eine fast zufällige Begebenheit zurück nach Alfeld und aufs Feld vor seiner Haustür brachte. Heute kann er sich gar nicht mehr vorstellen, woanders zu leben. Nach den erfolgreichen Jahren des Experimentierens im Anbau der Trüffel stellt er sich jetzt der Herausforderung, immer mehr mit lokalen Produzent*innen und Betrieben zur Verarbeitung seiner Trüffel zusammenzuarbeiten. Der *Alfelder Trüffel* ist ganz bewusst ein Luxusprodukt und symbolisiert für Fabian Sievers den Wert von Boden und Landschaft. Sievers träumt von einer Landwirtschaft, die jede noch so kleine Restfläche, jeden Streifen am Wegrand nutzt, um etwas anzbauen, das nicht nur dem Boden, sondern auch den Mägen der Menschen in der Region Gutes tut. »Wie viel von all dem, was um uns herum aus dem Boden sprießt, wir ganz wunderbar essen können – das weiß heute kaum noch jemand.« Feldspaziergänge mit den Kindern aus der örtlichen Schule wären doch auch eine tolle Idee, denkt er sich – und so führt hier ein Gedanke zum nächsten und die Feldforschung kommt auch hier nie zum Stehen.

Am anderen Ende der Republik, im bayerischen •Weihmichl, stand → 285 Lioba Degenfelder vor einer ähnlichen Frage auf der Suche nach einem anderen Umgang mit der Landschaft. Sie setzt bei den vielen Quadratmetern vererbter Landwirtschaftsflächen an, die meist ohne Umschweife weiter an den lokalen Landwirt verpachtet werden. Es dauerte allerdings nicht lange, bis

sich das besondere und leider oft problematische Verhältnis zwischen Flächeneigentümer*innen und -bewirtschafter*innen offenbarte. Mit ihrem Projekt *A.ckerwert* setzt sie sich heute dafür ein, Menschen, die Flächen besitzen, und Menschen, die ökologisch bewirtschaften möchten, zusammenzubringen und faire, nachhaltige Pachtverträge auszuhandeln. So knüpft sie jetzt Stück für Stück ein ökologisches Netzwerk in ihrer Region.

Mit der Erinnerung an den kleinen Trüffelpürhund schleicht sich auch *Der Pilz am Ende der Welt* zurück in die Gedanken. Durch Lüfte und Erden folgt die Autorin Anna Tsing in ihrem Buch den Spuren des Matsutake Pilzes, um schließlich, wie an Donna Haraway anknüpfend, über die Verflechtungen des Menschen mit seiner Umwelt zu sprechen. Sie wirft die grundlegende Frage auf, wie wir Landschaften sowie unsere Rolle als Menschen in ihr beobachten, und entwickelt als Antwort eine Art Leitfaden, um sich den komplexen Systemen einer Landschaft zu nähern.

Auf dem Weg zwischen zwei Terminen machen wir an einem kleinen Imbiss Halt. Der Selbstanglerteich hier ist so niedrig, dass jede*r auch tatsächlich einen Fisch fangen können. Dort unterhalten wir uns mit einem der Verkäufer aus der Region, einem Spezialisten für Geräuchertes und frisch Gefangenes:

»Malchin ist offensichtlich keine Stadt wie Stuttgart oder München. Den eigentlichen Unterschied zwischen Stadt und Land siehst du beispielsweise an einem Thema wie dem der Wölfe. Schaut euch an, wer überhaupt und wie der-/die-jenige über den Wolf als mit uns lebendes Wesen spricht. Die Haltung, mit der über solche Themen diskutiert wird, zeigt uns, wie eng verbunden jemand mit seiner Umwelt und der Landschaft aufgewachsen ist.«

Während sich viele der gängigen Diskurse um die Definitionen und Bedeutungen von Stadt und Land – sowohl jeweils für sich als auch füreinander – immer weiter zwischen Dörfern, Klein- sowie Großstädten und Metropolen drehen, bleibt die Landschaft bislang meist außen vor. Die Begegnungen in Mecklenburg-Vorpommern und auch in Niedersachsen geben uns mit auf den Weg, wie essenziell unser Leben in und mit der Landschaft prägt und welch großen Wert wir ihr für unser gesamtes Schaffen zuschreiben sollte.

*(K)eine Kommune hinter den Landaktivist*innen*

Vom Imbiss in die Kleinstadt ist es nicht mehr weit. Hier kommt das urbanisierte Herz zunächst nicht unbedingt auf seine Kosten und doch gibt es alles, was es braucht. Wir finden die typische Ansammlung aller Grundfunktionen

einer Stadt: Drogerie und Discounter, Kita und Schule, Rathaus und Pflegeheim, Kosmetik und Fußpflege, Dönerasiabude und auch einen kleinen Italiener. Diese Kleinstädte zeigen uns manchmal deutlicher als die Dörfer, dass ihre Regionen es schwer haben. Wir passieren ein leer gebliebenes, wahrscheinlich vor langer Zeit ausgewiesenes Gewerbegebiet und uns scheint, für beständigen Zuzug ist dieses Kleinstädtchen ein bisschen zu weit weg von größeren Zentren und vielfältigen Arbeitsplätzen. Zweitwohnsitze und Wochenendler gibt es zwar viele auf den Dörfern ringsherum, nur bringen diese weder Steuern noch steigende Einwohnermeldezahlen. Es fehlt das geschlossene historische Zentrum, vielmehr finden wir Zeilenbauten der Nachkriegszeit rund um das schöne Rathaus und den imposanten Sakralbau. Das neue Pflaster auf dem Marktplatz in •Malchin bietet nun endlich eine geeignete Fläche für den Wochenmarkt. Es ist eine der stolzen neuen Errungenschaften der Stadt. »Wir müssen schnell sein, um den anderen Kommunen die Bewerber*innen abzuziehen«, scherzt Bürgermeister Axel Müller, trotz Gips am Bein, im Gespräch mit uns. Nur scheint es gar nicht so witzig gemeint zu sein – ringen diese Kleinstadtcommunen doch weiter mit neuem Bauen und Zuzug um die Zukunft und achten nur wenig auf das experimentelle Treiben weiter draußen im Feld.

Auch die Kleinstädte arbeiten sich also am Wettbewerb um Einwohner*innen, Gewerbeansiedlungen und damit am Versprechen von Zukunftsfähigkeit ab. Doch was braucht es dafür? Nur 100 Kilometer von Berlin entfernt, befinden wir uns am Ortseingang von •Wiesenburg/Mark. Städtchen wäre schon fast zu viel gesagt. Es ist eher ein Dorf, das mit einem Bahnhof, einem Schloßchen und den Ruinen ehemaliger Industriebetriebe gesegnet ist. Ein Gewinn dieser Gemeinde war es, bereits 1989 an die ausgerufene Städtebauförderung anzudocken, erzählt uns Barbara Klembt, die ehemalige Bürgermeisterin. Während sie uns in ihrem großen roten Bus im Schritttempo durch die Straßen kutschiert, der immer wieder in tiefen Schlaglöchern im Feldweg versinkt, und während der Regen draußen an die Fenster prasselt, folgen wir ihren Anekdoten kreuz und quer durch die Entwicklung der letzten 50 Jahre.

»Die Geschichte hat uns immer wieder Steine in den Weg gelegt, aber wir haben uns nie unterkriegen lassen und immer weiter gemacht!« Barbara Klembt kennt ihren Ort, an jeder Ecke wartet eine Erinnerung. Die Menschen hier seien von vielen Wandlungserfahrungen über die Jahrzehnte hinweg geformt worden und das habe sie agil gemacht. Sie würden immer einen Weg finden, um mit einer Herausforderung umzugehen. In der jüngeren Entwicklung scheint jedoch die Kommunikation zwischen Bevölkerungsgruppen mit unterschiedlichen Zielen noch Schwierigkeiten zu bereiten. »Neue, digitale Projektinitiativen bringen eine Lebensvorstellung mit, die erst noch mit den

Fläminger Traditionen in Einklang gebracht werden muss«, formuliert sie vorsichtig. Marco Beckendorf, der amtierende Bürgermeister der Gemeinde, strahlt Optimismus aus: »Letztlich wollen doch alle das Gleiche: Zukunft gestalten. Ich als Bürgermeister kann vor allem für eine gute Atmosphäre sorgen. Mein Prinzip dabei: Ich muss nicht alles gut finden, was die Leute einbringen. Unterstützung kann bereits sein, nichts dagegen zu haben.«

→ 271

Im benachbarten •Bad Belzig erzählt uns Frank Friedrich vom Aufbruch der Nachwendezeit. Von Anfang an war er in der Stadtverwaltung tätig, inzwischen ist er nicht nur für die IT-Angelegenheiten der Kommune verantwortlich, sondern für alles, was im weitesten Sinne mit den Chancen durch Digitalisierung zu tun hat. Es gehe nicht einfach darum, analoge Vorgänge zu digitalisieren, sondern darum, neue Formen der Kooperationen anzubieten, um Stadtentwicklung mit digitalen Mitteln. Digitalisierung will man hier als kollektiven Prozess verstehen und nicht als (verwaltungs-)technischen Akt. »Alles, was es braucht«, sei eine »offene Verwaltung, die sich neuen Dingen gegenüber nicht verschließt«, so Friedrich. Die Skepsis der Bewohner*innen ist manchmal ermüdend, aber bei der Erfindung der Elektrizität habe man auch irgendwann eingesehen, dass es undiskutierbare Vorteile bringt.

→ 289

Fahren wir vom Marktplatz aus los, sind wir in weniger als zehn Minuten wieder zwischen den Feldern und spüren, dass das Städtische auch hier nur ein kurzer Tagtraum in der Landschaft war. Uns kommt es vor wie ein Gleichgewicht, das wahrscheinlich nicht wenige ins Schwärmen geraten lässt. Die Straßen, Häuser und Menschen hier sehen so aus, wie man sich ›das Land‹ gemeinhin vorstellt. Die Hauptstraße führt schließlich vorbei an Tankstellen, Autohäusern, einem Baufachhandel, Discountern und KFZ-Werkstätten. Und kleine Straßen zweigen zu schönen Dörfern ab, sie reihen sich regelrecht entlang der Landstraße auf, wie Perlen an einer Halskette.

→ 79

Leerstand am Kleinstadtrand als Ressource

Am Rand dieser Dörfer und kleinen Städte sticht uns nun nicht mehr die weite Landschaft oder das offene Feld ins Auge – hier sind es vielmehr diese besonderen Immobilien: die langen Betonställe der ehemaligen Ländlichen Produktionsgenossenschaften, verfallene Industrieanlagen wie eine alte Stärkefabrik mit Backsteincharme, eine Brennerei, ein Betonwerk aus DDR-Zeiten und natürlich die ungenutzten Bahnhöfe. Die Deutsche Bahn hat die kleinen Provinzbahnhöfe in den Neunzigerjahren verkauft und nicht wenige davon sind inzwischen Orte der Kultur und Gemeinschaft geworden. Diese Projektorte sind meist zu groß für Einzelkämpfer*innen und zu aufwendig oder unwägbar für Investitions- und Verwertungsinteressen. Nur Gruppen

von Engagierten bringen den Mut und die Liebe für solche Objekte auf und gehen deren kreative Wiederbelebung an.

→ 295 Nicht weit weg von Wiesenburg/Mark und Bad Belzig treffen wir Marie Golüke, die nach ihrem Studium der Theaterwissenschaften zurück in die Heimat gekommen ist. In alten LPG-Hallen realisiert sie ihren Traum: ein eigenes Theaterfestival zusammen mit Freunden. Das Programm ist zum Namen geworden: *Festival für Freunde* steht für die lässige und doch repräsentative Mischung aus Selbermachen und Professionalität, gemeinsam Spaß haben und gleichzeitig die Gesellschaft verändern wollen.

Ebenso lässig und professionell ist das *Coconat*, der erste ländliche Co-Working-Space, der inzwischen viel mehr als das ist. Der Gründer Janosch Dietrich ist nicht nur umgetrieben davon, Städter*innen mit Laptops einen schönen Ort zum Arbeiten im Grünen zu bieten, sondern ist auch ein unermüdlicher Ideenproduzent für Neues in der Region. Dafür hat er den *Smart Village e.V.* mitgegründet und verknüpft regionale Akteure und Fördermittel zu ständig neuen Projektallianzen: von der Bad-Belzig-App über den Augmented-Reality Wanderweg bis zum Mobilitätscampus.

*»Hier in Brandenburg kämpfen die Handwerksbetriebe vor allem um Nachwuchs. Bei uns im Coconat gibt es nun flexible Arbeitsplätze für Handwerker*innen. Wir stellen Technik und Wissen bereit. Eine Tischlerei, die Kirchenfenster herstellt, und eine Kerzenmanufaktur planen zum Beispiel unseren 3D-Scanner und Drucker zu nutzen. Eine lokale Unternehmerin plant einen Verkaufsraum für lokales Kunsthandwerk einzurichten.«*

So sind es inzwischen mehr als 15 Unternehmen, die ihren Sitz im *Coconat* haben – eine stolze Ansiedelungsquote für ein Dorf mit 55 Bewohner*innen.

Und so könnten wir direkt weiterreisen zum *KoDorf* und zur *Bahnhofsgenossenschaft* nach Wiesenburg, zur *Fläminger Kreativsause* im Juli und der *Mitmachkonferenz* im September, zum *Smart City Büro* am Marktplatz und zur Schäferei *Arendsnest* zwischen Wiesen und Feldern, wo digitale Sensoren den Agroforst überwachen. Auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht, es ist ein Aufbruch und eine Lebendigkeit in der Region. Das Netz der Macher*innen wird immer dichter und das Schwärmen für solche Regionen wie den Hohen Fläming dringt bis nach Berlin. »Speckwürfel statt »Speckgürtel wurden diese Orte in der Studie *Urbane Dörfer* (Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung/Neuland21 e.V. 2019) genannt und wir fragen uns, ob es eigentlich urbane Blasen sind oder die rausgezogenen Städter*innen hier nicht auch sehr ländliche Lebensstile auf eine neue Art leben. Warum finden wir gerade hier so viele solcher schillernden Orte inmitten dieser kleinen Dörfer und Städte? Manche Verwaltungen haben ihren Leerstand als Ressource und

die Entwicklung in Richtung alternativer Wohn- und Arbeitsformen erkannt oder sogar vorausgesehen. Wenn die Immobilien der Kommune nicht mehr gehören, haben sie für deren Rückkauf gekämpft. So sind sie nun am Hebel für die Vergabe und entscheiden sich für die Projektgruppen, welche mit guten Ideen für die Region überzeugen. Gleichzeitig gibt es inzwischen viele Generationen von Macher*innen und Rauszügler*innen, die den Boden bereitet haben. Richtigen Fahrtwind bekommt diese Entwicklung zum Beispiel über Netzwerke und Netzwerker*innen, die besonderen Fertigkeiten in der Öffentlichkeitsarbeit mitbringen, Know-how weitertragen und zur Sichtbarwerdung solcher Projekte beitragen.

Das *Netzwerk Zukunftsorte* sprießt aus dem Boden des Dorfes • Prädikow im Märkisch-Oderland und ist heute dicht in die Diskurse um gemeinwohlorientierte Immobilienentwicklung auf dem Land eingewoben. Julia Paaß, die Gründerin des Netzwerkes, ist hier, wie die meisten anderen Mitglieder des Netzwerkes auch, selbst Teil eines solchen Projektes und kennt sowohl die Anstrengungen als auch den Lohn für die harte Arbeit, die es bedeutet, einen solchen Ort aufzubauen. Das Netzwerk begann zunächst damit, all diese Orte zusammenzutragen, sie zu vernetzen und den Erfahrungsaustausch unter den Macher*innen zu fördern. Aber das Netzwerkteam hat sich darüber hinaus auch noch daran gemacht, die vielen kleinen und großen Erfahrungswerte der Aktiven herauszufiltern, sie über eine digitale Plattform und Publikationen mit der Öffentlichkeit zu teilen und den direkten Kontakt zur Politik zu suchen, um diesen Weg der gemeinwohlorientierten Immobilienentwicklung zu fördern.

Wir kommen dabei nicht umhin, über Gentrifizierung nachzudenken. Spielen sich hier nicht einfach die gleichen Prozesse ab, wie in den urbanen Zentren? Folgt nach Raumüberschuss nicht immer irgendwann auch ein Raummangel? Wie könnte diese Entwicklung hier gesteuert werden, sodass nicht wieder die gleichen Dynamiken aus Aufwertung und Exklusion abgespielt werden? »Das Land heute ist vergleichbar mit Berlin in den 80ern«, hieß es vor einigen Jahren auf einem Panel der *re:publica*, einer Konferenz für die digitale Gesellschaft in Berlin. Wer die Stadtentwicklung Berlins verfolgt, für den klingt das eher nach einer Drohung als einer Verheißung.

Wenn der Zuzug immer mehr Fahrtwind aufnimmt, wird die dafür benötigte Infrastruktur, wie beispielsweise Kitas oder Schulen, für viele Gemeinden schnell zu einer Herausforderung. Auch hier sind die Kleinstädte weiterhin die lokalen Zentren und Bezugsorte, wie das Gelb in der Mitte eines Spiegeleis, das jedoch ohne die umliegenden Dörfer nicht funktionieren könnte. Aber bei all den Bemühungen, die es kostet, wenigstens die Kleinstadt zu erhalten, stehen die Belange der Dörfer als Ortsteile oft hintenan.

In vielen Dörfern, besonders in Brandenburg, begegnen uns immer lautere Stimmen. Die Menschen hier sind immer auch mit den Dynamiken der Metropole nebenan konfrontiert und ihre Wünsche zur Gestaltung lebendiger Dörfer sind lange im Getöse einer auf die Metropole fokussierten Stadt- und Regionalentwicklung untergegangen. Wo den besonders öffentlich wirksamen Projektgruppen plötzlich viel Aufmerksamkeit geschenkt und Mitsprache möglich gemacht wird, regt sich schnell auch Unmut an anderer Stelle – kämpfen die Dorfbewohner*innen doch schon lange um einen Platz am Verhandlungstisch mit Landes- und Bundespolitik. Mit der *Dorfbewegung Brandenburg* hat sich ein Netzwerk entwickelt, das heute über ganz Brandenburg verteilt ist und die Menschen dort nicht nur ermutigt, sondern auch mit jeder Menge Elan, Begeisterung und Energie dazu befähigt, sich an den Prozessen der Region zu beteiligen.

Fränze Habedank und Siegfried Frenzel sind zwei dieser Menschen, die Ungerechtigkeiten und Fehlstellen in der kommunalpolitischen Verfassung sehen. Sobald man Aktiv wird – egal ob im Dorf, auf dem Acker oder der Baustelle, zeigt sich schnell die Kluft zwischen der Praxis der Macher*innen und den Büros in Potsdam, Berlin und Brüssel, wo neue Gesetze und Verordnungen entstehen. Während wir mit ihnen Kreise durch das kleine Dorf ● Rabenstein im Fläming ziehen, zeigen sie uns die Orte, die sie als Dorfgemeinschaft wieder aufgebaut haben oder die sie erhalten und die so wichtig für alle Bewohner*innen sind. Es sind die unscheinbaren, alltäglichen Orte – sei es die Dorfschänke, der Spielplatz mit Platz für Feste, der Campingplatz nebenan, der gerade für Letztere immer wieder neue Pächter*innen findet oder die neue barrierefreie Rampe vor der Kirche. Jede*r ein bürokratischer Kraftakt für die Engagierten vor Ort.

Die *Dorfbewegung Brandenburg* setzt sich nach dem Vorbild anderer europäischer Länder für die Mitsprache der Dorfbewohner*innen auf Landesebene ein. In kleineren, regionalen Gruppen organisiert, kämpfen sich die Mitglieder durch das Kauderwelsch der Kommunalverfassung und definieren zu den einzelnen Paragraphen Formulierungen, die ihre Belange besser repräsentieren. Sie fordern Sichtbarkeit, Mitsprache und die Möglichkeit zur eigenmächtigen Gestaltung ihrer Dörfer. Das *Parlament der Dörfer*, 2022 zum ersten Mal in Brandenburg abgehalten, soll zukünftig alle zwei Jahre stattfinden. Es wurde als Format zum direkten Austausch zwischen Landespolitiker*innen und Dorfbewohner*innen initiiert. Die Themen werden von den regionalen Dorfnetzwerken auf die Agenda gebracht und gemeinsam mit Abgeordneten auf landespolitischer Ebene diskutiert. In Ausschüssen arbeiten Landespolitiker*innen aus allen Ressorts und Aktive aus den Dörfern hier gemeinsam an praktischen und umsetzbaren Lösungen. Damit steht die *Dorfbewegung Brandenburg* für eine Vielzahl an Initiativen, die sich für aktive Mitsprache und direkte Formate der Demokratie einsetzen.

Durch die Zentren der Industrie

Während manche Dörfer und Kleinstädte versuchen, Zuzug durch gezielte Strategien zu generieren, flattern andernorts bereits so viele Grundstücksanfragen in die Postfächer der Verwaltungen, dass die Bauflächen aus allen Nähten zu platzen scheinen. Bislang lautet die Antwort oft weiterhin: Es wird sich schon noch ein Plätzchen für ein schönes neues Einfamilienhausgebiet finden. Hinter den Lärmschutzwällen zur Bundesstraße blitzten die Kräne und Bagger hervor. Sie schieben den Humus zur Seite, um den Boden für die nächste Reihe weißer Wohnboxen vorzubereiten. So fressen sich diese Gebiete Stück für Stück in die Landschaft und schließen die Lücken zu den Küchenstudios, Discounterinseln und Großparkplätzen. Hier, im Südwesten Deutschlands, wird uns immer wieder stolz berichtet: keine Arbeitslosigkeit, eine brummende Wirtschaft und viel grüner Strom aus den PV-Anlagen, die auf den meisten Dächern prangen. Dass es den Menschen hier gut geht, sieht man nicht nur an den Autos und den vielen iPads im Zug. Und gleichzeitig haben wir schon in der Recherche gemerkt, dass sich die spannenden Projektorte nicht so einfach aufstöbern lassen. Schnell wird uns klar, dass es dafür schlichtweg keinen Platz (mehr) gibt, dass Immobilien und Land ohnehin schon teuer genug sind.

Anja Hirscher treffen wir im kleinen Stadtpark in •Kißlegg. Sie arbeitet für *K-Punkt Ländliche Entwicklung*, eine Regionalentwicklungsinitiative der katholischen Kirche, genauer gesagt der Diözese Rottenburg-Stuttgart, und damit für einen regionalen Akteur, der noch (Frei-)Räume zu bieten hat. Zusammen mit einem Team arbeitet sie daran, Kirchengebäude, Gemeindehäuser und Grundstücke der Diözese für das Gemeinwohl und die Entwicklung der Region einzusetzen. »Wir wollen eine offene Kirche sein, auf die Menschen zugehen, Räume schaffen«, sagt Hirscher. In einem kleinen Team sind sie in der ganzen Region unterwegs und beraten Kommunen und lokale Kirchengemeinden. Erst zuhören, dann Neues anregen ist für sie der Weg. »Es geht nicht darum, den Menschen Konzepte aufzudrängen, stattdessen wollen wir gemeinsam gestalten.« Wir sprechen viel über den sozial-ökologischen Wandel, über Nachhaltigkeit und wie es mit der Transformation in so einer satten Region gehen könnte. Und dabei entspint sich das Gespräch auf Wegen, die uns schnell vergessen lassen, dass hier die Kirche als Treiber einer gemeinwohlorientierten Regionalentwicklung agiert.

→ 303

In Kißlegg gehen wir nach unserem Gespräch mit Anja in eine kleine Bäckerei, im Zentrum nahe des Parks gelegen. Es liegen feine Backwaren in der Theke, wie sie in einer brandenburgischen Kleinstadt wohl kaum zu finden wären. Da uns die Sonne auf die Nase scheint – es ist eigentlich zu warm für Mitte März – setzen wir uns draußen auf die Terrasse an der Straße und

direkt geht es los: Ein LKW nach dem anderen rollt um die schmale Kurve an uns vorbei und presst sich wie ein dicker Wurm zwischen den Hauswänden durch, sodass wir uns kaum noch unterhalten können. Die Leute neben uns scheinen es kaum noch zu bemerken und uns kommt der Gedanke: Wer den Wohlstand durch die globalen Märkte vor der Haustür haben möchte, muss wohl auch die LKWs in Kauf nehmen.

Bereits auf dem Weg sind uns die riesigen Produktionsboxen neben den Dörfern aufgefallen. Groß prangen an ihnen die Namen globaler Player: Liebherr, Hymer, Zeiss & Co. Zwischen den vielen Einfamilienhaussiedlungen, an den Rändern der Dörfer oder Städte finden wir vor allem die großen Industriegebiete. Der Blick aus dem Fenster entlang der Autobahn entblößt unzählige Gewerbegebiete, Kiesgruben und Baumaschinenverleihe. Ländlich geblieben ist nur noch der Horizont. Aber der Stolz auf das, was hier besonders während der Industrialisierung entwickelt wurde, bleibt. Die berühmten Firmennamen sind weithin lesbar und sorgen für Arbeitsplätze, Gewerbesteuereinnahmen und Wohlstand. Damit sind sie die Treiber der Entwicklung der Städte und Regionen hier. Es ist eine Schicksalsgemeinschaft, von der bisher alle profitieren. Das leichte Unwohlsein, dass die Kommunen dabei unter Zugzwang stehen, ist der Preis, den man zu zahlen bereit scheint: ohne die neue Produktionshalle ist die Wettbewerbsfähigkeit mit dem chinesischen Konkurrenten womöglich nicht mehr gegeben. Wie ein Damoklesschwert hängt der Abbau tausender Arbeitsplätze über den Standorten und zumindest in den öffentlichen Diskussionen.

→ 299

Im Gespräch mit dem Unternehmer Michael Hetzer scheint es daher umso radikaler, wenn er Worte wie Postwachstum in den Mund nimmt und somit einer Skepsis gegenüber diesem Weg des ständigen Wachstums, dessen Auswirkungen in dieser Region ganz praktisch spürbar sind, Ausdruck verleiht. Wir sprechen vorab per Zoom mit ihm, da er an den Tagen unserer Exkursion leider keine Zeit haben wird. Die Geschichte, die er uns erzählt, wird er schon unzählige Male erzählt haben, aber auch jetzt spricht er wieder mit völliger Begeisterung und Hingabe.

»Als Unternehmer und Bürger widme ich mich Themen, die global von Bedeutung sind – und die ich in der Politik manchmal vermisste. 2010 wurde unser Unternehmen elbau klimaneutral und ist ein Exot in der Branche. Dabei könnte sich jeder Mittelständler diese Anpassung leisten.«

Der ernstgemeinte Weg zur Nachhaltigkeit, die Überführung in Verantwortungseigentum, die Unternehmensstiftung, die in Projekte in der Region investiert – das allein ist beeindruckend. Doch Michael Hetzer ist auch als Unternehmer ein Grenzüberwinder. Er spricht mit Leidenschaft über die Bedeutung des Bodens für unsere Zukunft und träumt von einem Vorzeigebetrieb für

regenerative Landwirtschaft. Doch auch er findet dafür kein bezahlbares Land mehr im Südwesten des Landes – und das will etwas heißen.

Unternehmer*innen als Gestalter*innen von Regionen zu verstehen, bringt man in Bayern mit dem Förderprogramm *HeimatUnternehmen* ganz bewusst voran. Sie werden als die engagierten Menschen beschrieben, die Ideen vorantreiben und ihr Umfeld gestalten. »Gegen Widerstände, mit Unsicherheiten, mit Fehlschlägen. Die aber trotzdem jeden Tag wieder weitermachen«, wie sich auf der dazugehörigen Webseite liest. Beim Scrollen durch die Projektliste finden wir Kulturcafés, solidarische Landwirtschaften und Netzwerke für Lebensqualität im ländlichen Raum und uns scheint, dass diese Menschen den Neulandgewinner*innen und Zukunftsortemacher*innen aus dem Osten Deutschlands gar nicht so unähnlich sind.

»Du brauchst einfach dieses Trüffelschwein, dass die g'scheiten Leute raussucht«, sagt uns eine der Heimatunternehmer*innen. Dieses Trüffelschwein hinter dem Programm ist Norbert Bäuml aus dem Amt für Ländliche Entwicklung Oberbayern. Er spricht davon, dass es selten an Geld fehlt.

→ 267

»Die Kehrseite daran ist, dass viele Regionen, vor allem hier im Ballungsraum um München, gesättigt sind. Irgendwie ist alles da. Wo der Bedarf größer ist, ist auch der Wunsch stärker, Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Wir brauchen eine Kultur des Gestaltens und des Wandels.«

Mit Regina Westenthaler und Mia Goller spazieren wir später an einem kleinen Flusslauf der Kleinstadt •Vilsbiburg in Bayern auf und ab. Die beiden Frauen sind solche Heimatunternehmer*innen und engagieren sich mit ihren Projekten dafür, Menschen in ihrer Stadt zusammenzubringen. Mit ihnen diskutieren wir über den Begriff der Provinz und warum es sie ausgerechnet hierher verschlagen hat.

→ 341

»Ich bewege mich an der Schnittstelle, bringe das Lokale und Globale zusammen. Menschen, die ähnlich ticken, Impulse geben, finde ich vielleicht nicht im 200-Seelen-Ort. Wenn wir das nicht aufbrechen, zueinanderkommen und uns mit anderen Provinzen verbinden, bleiben wir stehen. Provinz gibt es überall, das lehrt mich meine Erfahrung. Egal, ob in der Banlieue, im Stadtviertel oder Dorf. Provinz ist ein Zustand. Global bedeutet für mich nicht, ständig in der Welt herumzujetteten, sondern Weite, Ideenreichtum, Vielfalt. Zusammen mit der Stabilität und Sicherheit der Provinz, kann wunderbar Wandel und Wachstum entstehen.«

Sie bringen für uns auf den Punkt, mit welchem Mindset Unternehmer*innen in diesen Regionen eine Rolle spielen. »Es muss nicht gleich jede*r ein Unternehmen gründen, aber jede*r kann etwas unternehmen.«

Auch wenn wir uns also außerhalb der Stadt befinden, kommen wir hier nicht richtig ›auf dem Land‹ an. Bereits in einem digitalen Vorgespräch hatte Ute Meyer, Professorin für Städtebau in Biberach und zusammen mit Martin Spalek Gründer der Initiative *urbanes.land*, die besondere Prägung der Region durch breite Handels- und Wirtschaftswege betont. Sie würden sich als lineare Strukturen wie Flüsse durch die Landschaft ziehen. So richtig vorstellen konnten wir uns diese Art von Landschaft und Raumorganisation vorher nicht, aber jetzt, während wir auf den Anhöhen das sich durchziehende Tal überqueren, wird die Landschaft plastisch. Von hier sehen wir die verdichtete Perlenkette der Mittelstädte mit ihren unzähligen Gewerbeansiedlungen in der Senke. Die Dörfer und Kleinstädte scheinen sehr kompakt zusammengeschoben und vor allem über ihre Speckränder aus Bauernhöfen, schicker Architektur, Wiesen, Weiden und Wald definiert. Von nichts gibt es hier zu viel oder zu wenig und gleichzeitig finden wir auch wenig ›nichts‹. Es scheint ein anderes Selbstbewusstsein zu sein, mit dem Ländlichkeit gelebt und zelebriert wird. Diese Orte verstehen sich als Wirtschaftsmotoren des Landes, da braucht es weder eine urbane Avantgarde noch ein gesellschaftliches Engagement, um sich der systemischen Relevanz zu versichern. Je näher wir dem Allgäu kommen, desto präsenter wird auch das Alpenpanorama. Die Felder werden zu Heuwiesen und die Verheißung von Natur und Erholung wird untermauert von den schönen kleinen Höfen, die sich als ›Feierabendbetriebe‹ halten. Wir staunen über die 30 statt 3000 Hektar, die man hier bewirtschaftet – der Mähdrescher aus Mecklenburg-Vorpommern könnte auf den kleinen Flurstücken nicht einmal wenden. Es scheint als verkehren sich die Dimensionen der Landwirtschaft und der Gewerbe- und Industriegebiete. Die Sonne scheint und das Gefühl von Urlaub macht sich breit und das nicht nur, weil das kleine Örtchen •Urlau heißt.

→ 335

Christian Skrodzki empfängt uns direkt an einer seiner eigens geschaffenen Genusslandschaften – dem historischen *Dorfgasthof Hirsch*, in dem wir übernachtet und gerade erst ein vorzügliches Frühstück mit Blick auf die pittoreske Kirche genossen haben. Er ist ein quirliger Tausendsassa, der bereits eine Vielzahl von Projekten in der Region angeschoben hat. Lauscht man seinen Erzählungen, scheint fast alles hier auf seinem Mist gewachsen, vom modernen Spahotel hinter dem Gasthof bis zur genossenschaftlichen Genussmanufaktur hinter der Kirche.

»Wenn ich hier dazu beitrage, den Dorfgasthof zu retten, bekomme ich Anerkennung. Würde ich ein Sechsfamilienhaus in Düsseldorf kaufen, nicht. Als Heimatinvestor bekomme ich eine sinnstiftende Rendite. Ich sehe mich in der Verantwortung und kann sofort profitieren, weil ich meine Heimat so auch für mich lebenswerter gestalte.«

Als nächstes Projekt, während unserem Besuch 2022 noch in der Planung, will Skrodzki in Anlehnung an das Konzept des *Coconat* in Brandenburg einen ›Zukunftsort‹ im nicht weit entfernten Bärenweiler, einem alten Kloster, aufbauen. »Die Alpenkette ist zu sehen, die Autobahn nur drei Kilometer entfernt. Wir planen einen Kindergarten, ein Café, selbstbestimmtes Wohnen für Menschen mit Einschränkungen, ›Cow-Working im ehemaligen Kuhstall, ein Eventstadel im früheren Heuboden...« Als wir über das riesige Grundstück spazieren, glauben wir kaum daran, dass sich hier etwas von der hippen Berlin-Brandenburger Mischung realisieren lassen wird. Und dann, knapp zwei Jahre später, gibt es bereits eine professionelle Homepage mit Buchungstool, ein siebenköpfiges Team und ein ausgearbeitetes Businessmodell.

Die Finanzkraft der Region, gepaart mit dem Willen, neue Dinge voranzubringen, wird hier mit einer Leichtigkeit spürbar, wie sie nicht überall so schnell durch den Boden geschossen kommt. Hier stehen nicht nur Worte im Raum. Mit vertrauten Kooperationen und Finanz- und Schaffenskraft liegt den Entwicklungen hier ein eingübter Entwicklungsweg zugrunde. Gleichzeitig spüren wir, dass es umso herausfordernder ist, sich aus dem wohligen Gefühl des Wohlstands und der Sättigung heraus an die nötigen Transformationen heranzuwagen. Das Wachstum setzt die Bürgermeister*innen unter einen Zugzwang und wird zur Zwangsläufigkeit. Noch sind die Probleme hier weit weg: In den schönen Fußgängerzonen der Kleinstädte wechseln sich inhabergeführte Boutiquen und anspruchsvolle Gastronomien ab, der Regen fällt verlässlich und der nächste Regionalplan mit den genehmigten Flächenausweisungen kommt bestimmt.

Zentrum ohne Mittelpunkt

Das Gesicht dieser Regionen sind also weniger die Städte, sondern im wahrsten Sinne des Wortes ein urbanes Land, in dem sich die Zentren der Produktion und die Genusslandschaften abwechseln.

Wie aber lässt sich das Gesicht einer Region beschreiben, die drei oder gar fünf Köpfe zu haben scheint? Wir folgen dem Fluss der breiten Straßen und Handelswege, aber lassen die großen Industrieboxen und unzähligen Einfamilienhausgebiete hinter uns. Was wir hier finden, ist ein heilloses Durch-, Unter-, Über- und Nebeneinander, das allerdings nicht chaotisch wirkt, sondern einem gewissen Muster zu folgen scheint. Kleine und große Dörfer sowie Städte verteilen sich wild und dennoch geordnet über das Land, unterteilen es in kleinste Parzellen und schaffen gleichzeitig fließende Übergänge, die alles wieder zu einem großen Ganzen verschmelzen. Natürlich stechen die Städte mit den bekannten Namen heraus, aber selbst die kleinsten Ortschaften finden ihren gleichberechtigten Platz in diesem besonders heterogenen Gefüge.

Maren Harnack, Professorin für Städtebau und Entwerfen an der Universität Frankfurt, scheucht uns mit unbequemen DB-Leihrädern von Neu-Isenburg über Offenbach und zurück ins •Frankfurter Innenstadtzentrum. Quer zu den üblichen Straßen und Wegen kreuzen wir Autobahnen und Waldgebiete, um das wirre Nebeneinander zu erkunden: Einmal stehen Hochhäuser neben ›Dorfplätzen‹ mit Fachwerkarchitektur aus den 80er Jahren und dann ein Kempinski Hotel neben einem riesigen Parkplatz samt Leinwand, die den Platz im Sommer in ein Drive-In-Freiluftkino verwandelt. »Hier stellen im Herbst und Winter die Leute ihr Auto ab, wenn sie sich über den Frankfurter Flughafen in den Urlaub oder ihre nächste Geschäftsreise verabschieden.« Auf dem Wochenmarkt in •Offenbach grüßt nicht nur Maren die Budenbesitzer, auch alle untereinander halten ihr wöchentliches Schwätzchen. Sie selbst wohnt mitten im Stadtzentrum Frankfurt an der Konstablerwache. In einem Hochhaus ganz oben, mit einer Art Innenhof, Pflanzen und Liegestühlen vor der Tür, weit weg von jeglichem Getöse, fühlen wir uns wie auf dem Land – wäre da nicht die Skyline auf der anderen Seite der Wände.

Es wirkt so, als sei in Maren Harnack ein dörfliches und ein großstädtisches Selbstbild zu einem ganz neuen Hybriden zusammengeschmolzen und nun in ihr vereint. Ihre Art über die Region, die verschiedenen Orte im Gefüge, das Miteinander und das Leben mal hier und mal dort zu sprechen, erinnert sowohl an eine Nachbarschaftlichkeit aus Dörfern mit rund 50 Einwohner*innen und gleichzeitig an das tägliche und kurzweilige Vorüberziehen anonymer Massen in Großstädten. Wir entdecken eine Haltung zum eigenen Lebensraum, die nicht mehr versucht, entweder das eine oder das andere zu sein, sondern ganz automatisch scheinbar Gegensätzliches zusammenbringt.

Tourismus, Industrie, Handel und alltägliche Bezüge prägen und bestimmen die Infrastrukturen hier gleichermaßen. Sie überlagern und überschneiden sich jeweils gegenseitig. Verkehrsschilder, Haltepunkte und Anzeigentafeln, Schranken und Über- oder Unterquerungen, wohin wir auch schauen. Ob die Reise 20 Minuten oder zwei Stunden dauert, merken wir schon gar nicht mehr – die Idee der zurückgelegten Strecke ist auch für uns als Besuchende schnell wie selbstverständlich geworden. Nur manchmal scheinen plötzlich einzelne Glaubenssätze dem regen Verkehrsfluss im Weg zu stehen.

→ 307 »Der Bus als Verkehrsmittel ist immer noch total unpopulär – fast schon out.« gesteht uns Andrea Jürges durch die kleine Kamera ihres Laptops in einem Zoomgespräch. Ob es daran liegt, dass oft nur der Bus bis in die letzten Winkel der Region vorzudringen vermag und damit immer auch mit ihnen assoziiert wird oder ob er einfach gelitten hat, weil er dem unbändigen Willen des Berufsverkehrs und anderen Stauquellen maßlos ausgeliefert ist, lässt sich

nur vermuten. So oder so wollen diese gefestigten Bilder in den Köpfen erst einmal aufgebrochen werden, um überhaupt über die ganz grundlegenden Themen verhandeln zu können.

Es scheint jedenfalls fast egal zu sein, wo genau wir uns hier aufhalten – wir sind immer mittendrin und immer unterwegs. Nicht nur Infrastrukturen, auch verschiedene Nutzungen finden wir in dieser Region oft sehr eng beieinander. Der freundliche kurze Schnack auf der Strecke und die Scheuklappen der Pendler, die alles auszublenden scheinen. Das hat schon etwas von der Beschreibung einer Großstadt, wie sie uns Simmel bereits vor mehr als 100 Jahren geliefert hat. Davon wollen wir mehr wissen.

Zusammen mit Bijan Kaffenberger und der VIAS Regionalbahn fahren wir vom Bahnhof in •Traisa, einem Ortsteil der Gemeinde Mühlthal im Landkreis Darmstadt-Dieburg, so weit in den Odenwald hinein, wie es der Zeitplan des jungen Politikers eben zulässt. Beim Ruckeln des Zuges fällt es schwer, sich Notizen zu machen, aber auch ohne ausschweifende Stichpunkte sind uns seine Anekdoten und Gedanken in Erinnerung geblieben.

→ 311

»Vormittags kann ich beim Start einer Weltraumrakete beim ESA-Kontrollzentrum in Darmstadt sein und nachmittags beim Bundesverband der mobilen Hühnerzüchter in Modautal«, beschreibt Bijan die Eigenart seines »Mini-Hessen[s]«. Die Rhein-Main-Region kennt Pendeln kreuz und quer, da ist nichts auf ein Zentrum hin ausgerichtet. Der studierte Wirtschaftswissenschaftler Kaffenberger sucht das System hinter diesem Raum, nicht nur das bloße Funktionieren von Infrastruktur. Wenn er sich in Rage redet, dann spricht er von der »Kleinstaaterei der Verkehrsverbünde«, vom »Tarifjungle«. Junge Politiker*innen wie Bijan Kaffenberger arbeiten hier daran, die Verwaltungsgrenzen der eng aneinander liegenden Gemeinden aufzubrechen und wortwörtlich grenzübergreifende Kommunikationswege aufzubauen. Einer wie Bijan, der die Region wie seine eigene Westentasche kennt, weiß auch genau, wie unterschiedlich die Leute hier ticken.

Die kleinen Oasen zwischendrin lassen sich erst mit der Zeit entdecken, wenn man anfängt, sich diesen vielfältigen Großraum anzueignen. Auf diesen Inseln geht plötzlich auch das Gefühl verloren, überhaupt Teil eines größeren Ganzen zu sein. Jede kleine Parzelle schafft sich so ihre eigene Identität. Das Lokale nimmt auch in den Rand- und Vorortbezirken nur geringfügig ab, eher verändert sich seine Beschaffenheit. Auf dem Markt und in den Straßen kennt man sich bereits, zwischen Einfamilienhaus- und Supermärkten entstehen Nachbarschaft und kleine Treffpunkte und zwischen öden Ackerflächen finden sich verwunschene Schleichwege, Mietäcker für den eigenen Gemüseanbau und Naturidyll. Es fällt leicht, sich nach und nach das eigene Bild aus den vielen kleinen Bausteinen zusammenzusetzen – und das Drumherum guten Gewissens auch mal auszublenden.

Die Bereitschaft zur Mitsprache oder dem selbst Mitgestalten unter den Leuten erleben wir immer nur punktuell. »Die Leute haben ihr Vertrauen und ihren Glauben daran verloren, dass Entwicklung durch (Stadt-)Planung besser werden kann. Wie soll ein Politiker da noch Mut haben? Wir müssen es schaffen, dass die Stadtgesellschaft wieder für etwas ist, das der Politiker dann umsetzen kann«, erzählt uns Andrea Jürges. Mit ihrem Gespür für den Eigensinn der Menschen in ihrer Region hat sie sich als stellvertretende Direktorin des *Deutschen Architekturmuseums* (DAM) in Frankfurt unter anderem auf den Weg gemacht, das Geschehen in der Stadtentwicklungspolitik wieder offen zu legen und mehr Leute aus der Zivilgesellschaft auf die kommunale Entscheidungsebene aufmerksam zu machen. Die Sprachrohre und Kanäle der öffentlichen Institutionen sind bereits bestens etabliert und werden durch Menschen wie Andrea immer mehr in beide Richtungen geöffnet: Sie dienen nicht mehr nur als Informationsfluss hin zu den Bürger*innen, sondern immer mehr auch als Zentrum und Sammelpunkt für Ideen und Meinungen der breiten, scheinbar anonymen Masse.

Zwischen Orten und Autobahnbrücken tauchen dann auch mal Grün-, mal Ackerland, Forstgebiete oder vereinzelte Seen auf. Meistens wird hier etwas angebaut, vollkommen ›ungenutzter‹ Raum ist eine Rarität. Auf den ersten Blick erschlägt einen also nicht unbedingt die Schönheit der Landschaft, aber man bekommt ein Gefühl für die Weite des Raumes und die vielen Schwellen, die man tagtäglich immer wieder durchfährt.

Die großen Player, seien es die Hochschulen, die Stadtverwaltungen und Verkehrsverbünde oder auch die international bekannten Museen wie das DAM fallen hier natürlich schnell ins Auge – und somit auch ins Gewicht. Und wir müssen etwas tiefer graben, noch genauer hinschauen als anderswo, um die kleineren, lokal verwurzelten Aktiven zu finden. In ● Kleestadt zwischen Darmstadt und Aschaffenburg werden wir am Ende fündig.

Auf unserem Streifzug durch den kleinen Ort am Rande des Odenwalds → 321 vermischen sich in Paul David Rollmanns Erzählung die Geschichten, die wir schon aus vielen anderen Regionen kennen. Der kleine Lebensmittel-laden ist verschwunden und unvermittelt taucht die Erinnerung an den ehemaligen Verkäufer auf, der ohne Scheu mit seinen eben erst abgeleckten Fingern in das Bonbonglas greift, um den Kindern ihre Süßigkeiten hervorzuholen.

»Und es hat natürlich auch niemanden hier gestört. Aber heute sieht man nach 18 Uhr höchstens noch das Flackern der Fernsehbildschirme durch die Fenster, wenn nicht sogar die Rolläden schon heruntergelassen sind. Früher gab es mehr Selbstverständlichkeit für das Gemeinsame in Kleestadt«,
sagt Paul David Rollmann.

Er ist DJ, Musikproduzent, Gründer von *Airbag Craftworks* und selbst in Kleestadt groß geworden. Seit den späten Neunzigerjahren hat er das Gebäude angemietet, von seinem Vater und Onkel, die hier früher im Ort für eine große deutsche Herrenmodemarke gefertigt hatten. Er ist einer, der versucht, mitzumischen.

»Um unsere Orte am Leben zu erhalten, müssen wir sie verzaubern, sie bewerben und den Leuten bieten, was sie woanders nicht finden; vor allem nicht in den Discountern, die Nicht-Orte sind, völlig austauschbar. Für Kleestadt ist auch ein Discounter am Ortsrand in der Diskussion. Ich habe da andere Ideen für die Regionalversorgung entgegengestellt: ein leichtfüßiges Diner, mit Photovoltaik auf dem Dach – wo man zum Sonnenuntergang auf einem Deck sitzt, mit einem 24-Stunden-Automaten für Lebensmittel und Getränke. Dazu eine smarte öffentliche Toilette, eine Bar mit regionalen Snacks, gutem Kaffee und E-Fahrrad tankstelle. Es ist nicht nur ein Krämerladen – sondern auch ein Begegnungsort.«

Dass sich ein Dorfbewohner und Unternehmer in die Planung einer neuen x-beliebigen Supermarktkiste einmischt, ist uns bisher jedenfalls noch nirgendwo begegnet.

Mit dem ICE rauschen wir durch das Rhein-Main-Gebiet von Süden Richtung Norden und über den Frankfurter Osten zurück nach Berlin. Durch die Zugfenster sehen wir zuerst noch die flache Ebene und durchqueren dann, nur kurze Zeit später, die Höhenzüge von Spessart und Vogelsberg, die neben dem Taunus und dem Odenwald die Region fast kreisrund einkesseln. »Man nennt es auch die Rhein-Main-Pfanne«, hatte uns Paul David Rollmann noch mit auf den Weg gegeben – innen schön heiß und am Rand eher lauwarm zum Abkühlen und Regenerieren.

Mit diesem für uns letzten Besuch im Rhein-Main-Gebiet treten wir die Heimreise mit einer ganz klaren Gewissheit an: Egal wie gut wir eine Region zu kennen glauben und wie stark das Bild von dem, was uns vermeintlich erwarten wird auch ist – wir können immer überrascht werden und Neues entdecken, wenn wir den Spuren einzelner, aktiver Menschen vor Ort folgen. Die Speicherplatte unseres Aufnahmegerätes und die Notizhefte jedenfalls sind voll und wir nehmen eine Fülle von Eindrücken und neuen Fragen im Gepäck mit nach Hause. Das Ende dieser kleinen Deutschlandtour ist gleichzeitig auch der Anfang einer neuen Reise: der Suche nach etwas, das diese Vielfältigkeit der Regionen und gleichzeitig ihre jeweiligen Eigenarten zum Ausdruck bringen könnte.

Vom Reisen zu Regionen

Wir sind durch ganz Deutschland gereist und haben mit den Augen der Menschen vor Ort aufgespürt, was Transformation jeweils ganz praktisch bedeuten könnte. Wir wissen nicht, welche Wege sich als substanzieller Beitrag für das Abwenden der großen Herausforderungen erweisen werden. Wir kommen aber mit dem klaren Gefühl zurück, dass essenzielle Veränderungen nicht von außen kommen können, sondern von den Menschen vor Ort selbst entwickelt werden müssen. Oder besser: angepasst werden müssen. Denn es wird auch klar, dass es nicht um die einmaligen, innovativen Ideen für die Zukunft geht, sondern dass die Bausteine und Praktiken für Zukunftsfähigkeit längst bekannt sind. Es gilt, sich von den guten Ideen andernorts inspirieren zu lassen und sie an die jeweilige Mentalität, die Ausgangsbedingungen anzupassen. So entstehen soziale Innovationen, die sich durch Teilen, Mitmachen und Nachahmen verbreiten. Für Transformation im regionalen Maßstab reicht ein Akteur nicht aus: Es braucht Netzwerke mit starken Verbindungen sowie mehr oder weniger intendierte, kollektive Prozesse. Dies erfordert von den Akteuren, ihre ganz persönlichen Handlungsspielräume zwischen lokaler, individueller Wirksamkeit und globalen Zusammenhängen immer wieder neu auszuloten und die geeigneten Ressourcen dafür aufzuspüren.

- Auch wenn diese Transformationsprozesse immer spezifisch sind, zeigen sich in der Gesamtschau Muster und Ähnlichkeiten. So rücken in einigen → 173 Regionen resiliente Landschaften in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Aushandlungen und damit Themenfelder wie Moorwiedervernässung, die Nutzbarmachung von großen und kleinen Flüssen, Fragen der regionalen Ernährung oder der Energiewende. Wir sehen, dass im Süden Deutschlands die Unternehmer*innen eine besondere Rolle für die Entwicklung spielen. Egal ob Hidden Champions, Heimatunternehmer*innen oder kleine Genussmanufakturen – in der Art des Wirtschaftens liegt ein großes Veränderungspotenzial. Wir nennen diese Regionen globale Provinzen, weil sie mit dem Selbstbewusstsein des ›Made in Germany‹ strotzen und das Provinzielle mit einem Augenzwinkern hinnehmen. In den Kleinstädten von Angermünde bis Homberg (Efze), von Loitz bis Vilsbiburg nährt uns die Hoffnung, dass der Wandel schneller passieren kann, als die Ruinen der industriellen Zeiten und → 217 → 194 → 194 die leer stehenden Läden vermuten lassen. So trotzen diese Schwärmerstädtchen und ihre Regionen den demografischen Prognosen und zeigen, welche Veränderungskraft eine bürgernahe Verwaltung, offene Bürgermeister*innen und eine gemeinwohlorientierte Stadt- und Regionalentwicklung haben können. Und wenn der Druck in den verdichteten Stadt-Land-Regionen nur hoch genug wird, entstehen in den Universitäten, Museen und Institutionen neue Ideen für zirkuläres Bauen, Beteiligungsprozesse, Mobilitätsalternativen und

verwaltungsübergreifende Kooperationen. Die multicodierten Regionen stehen für den Um- und Weiterbau, für neue (Infra-)Strukturen und Nachhaltigkeit durch Dichte und kurze Wege.

→ 238

Aus diesen zentralen Schwerpunkten, den Besonderheiten des Raums und den Schlüsselakteuren haben wir vier Regionstypen der Transformation entwickelt. Sie sind als mögliche Pfade zu verstehen, die greifbar machen sollen, wie vielgestaltig die Veränderung aussehen kann. Sie sind auch der Versuch, Stadt und Land nicht als getrennte Kategorien zu denken, sondern von der vielschichtigen Überlagerung ruraler und urbaner Praktiken und Räume auszugehen. Dabei geht es weder darum, diese Typen realen Regionen in Gänze zuzuordnen, noch glauben wir, dass alle Transformationspfade damit bereits erzählt sind.

In allen vier Regionen sind dabei die transformativen Praktiken gemeinschaftliches Eigentum, Selbermachen, Miteinandersein, ein neues Verständnis von Stadt und Land und eine Transformationsverwaltung die zentralen Stellschrauben für Veränderung. Und gleichzeitig können wir sehen, wie unterschiedlich sie in den verschiedenen Räumen verhandelt werden. Die Frage von Eigentum beispielsweise kristallisiert sich in den resilienden Landschaften am Boden und der Frage, wem er gehört und wie andere Formen des Zugriffs und der Nutzung möglich werden können. In den globalen Provinzen ist die Frage der Eigentums- und damit Unternehmensformen zentral für die Sicherung eines nachhaltigen Wirkens von Unternehmen. In den Schwärmerstädtchen können die kreativen Freiräume langfristig nur durch kollektive Eigentumsformen gesichert und vor dem Gentrifizierungsprozess beschützt werden. Hier wird Stadtentwicklung zum Handlungsfeld des Selbermachens, wohingegen man in den resilienden Landschaften nicht nur das Gemüse selbst anbaut, sondern auch allerorts an der nachhaltigen Zukunft in Form von Solar duschen, transformativen Lernräumen und offenen Kulturorten gewerkelt wird. Die Komplexität der multicodierten Regionen drängt das Selbermachen in den privaten Bereich und im Alltag der Menschen finden sich immer mehr nachhaltige, emanzipatorische und widerständige Praktiken vom Tauschen und Teilen bis zum Retten von Lebensmitteln.

→ 99

→ 59

Diese Regionstypen sind für uns nicht das Ergebnis, sondern der Anfang eines neuen Zusammendenkens von Raum, Akteuren und Praktiken sowie den Eigenlogiken der jeweiligen Regionen. So sind die folgenden vier Regionstypen als Versuche zu lesen, neue Denkmodelle und Bilder zu entwickeln, welche uns in Raumdiskursen, Sozialwissenschaften und der Praxis helfen können, die Komplexität gesellschaftlicher Transformation in einem regionalen Maßstab zu denken und gemeinsam zu diskutieren.

Literatur

Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung/Neuland21 e.V. (Hg.) (2019):
Urbane Dörfer. Wie digitales Arbeiten Städter aufs Land bringen kann, Berlin.

Haraway, Donna J. (2018): Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im
Chthuluzän, Frankfurt am Main.

Hirschelmann, Sophie/Tanneberger, Franziska/Wichmann, Sabine/Reichelt, Felix/
Hohlbein, Monika/Couwenberg, John/Busse, Stephan/Schröder, Chris-
tian/Nordt, Anke (2020): Moore in Mecklenburg-Vorpommern im Kontext
nationaler und internationaler Klimaschutzziele – Zustand und Entwicklungs-
potenzial, Faktensammlung. Greifswald.





